

# Offene Räume - Neue Arbeit

Berlin ist nicht gerade ein ermutigendes Pflaster für frisch ausgebildete Landschaftsarchitekten. Studienabgänger sehen für sich heute geringe Chancen, einen Einstieg in das klassische Berufsbild des bauenden Landschaftsarchitekten zu finden. Viele Berufsanfänger verlassen nach der Diplomfeier deshalb die Stadt und ziehen der Arbeit hinterher. Einige bleiben jedoch. Sie profitieren von den relativ geringen Lebenshaltungskosten Berlins und entwickeln

in den Nischen und Zwischenräumen eigene Überlebensstrategien, die mit dem traditionellen Berufszyklus „planen-genehmigen-bauen“ wenig gemein haben.

In den vergangenen Jahren hat sich in Berlin eine vitale Szene junger Planer gebildet, die unbefangene neue Herangehensweisen experimentieren. Die Aktivitäten umfassen improvisierte Symposien auf Brachflächen über urbane Gartenkultur, Filmbeiträge, Camps zu opposi-

tioneller Architektur, Ideenauftritte an lokale Nachbarschaften zur Entwicklung aufgelassener Areale oder selbst organisierte Veranstaltungsreihen über partizipative Stadtentwicklung in Kooperation mit Theatern. Dabei ist die Trennung zwischen den Professionen fließend. Projektbezogen bilden sich Netzwerke und Koalitionen zwischen unterschiedlichen Gruppierungen, die sich finden, wachsen, zerfallen, verschmelzen und aufspalten. Die Suche nach einem vielversprechenden Ort und die Umsetzung der Idee ist zunächst wichtiger als die Etablierung des eigenen Büros.

Die Motivation für die Initiativen liegt im wesentlichen in einer Verschiebung der zentralen Aufgabenstellung: Entscheidend ist nicht länger die Frage, welche gestalterische Form ein städtischer Raum am Ende eines Planungsprozesses annimmt, sondern wie Impulse für eine Stadtentwicklung bei ausbleibenden Investitionen generiert werden können. Dabei gewinnt die Diskussion über Katalysatoren urbaner Prozesse zunehmend an Bedeutung: Wie lassen sich vorhandene Ressourcen besser nutzen? Welche Aktivitäten können initiiert und stimuliert werden? Welche Akteure müssen involviert werden und welche Instrumentarien sind nötig, um als Kommune, Grundeigentümer oder Planer trotz eng geschnürter Budgets eine aktivierende Rolle einzunehmen?

Auch wenn bisher diese Ansätze zu mehr De-

batte als realisierten Projekten geführt haben, hat der Diskurs über das planerische Selbstverständnis an Offenheit und Qualität gewonnen. Gerade für Landschaftsarchitekten ergibt sich vor diesem Hintergrund die Chance, eigene Positionen zum Verständnis von Stadt neu zu formulieren und die Rolle des nachgeordneten, reagierenden Planers zu verlassen. Wie sich die neuen beruflichen „Umweltbedingungen“ auf die Arbeitsweise von jungen Planern in Berlin auswirken, veranschaulichen die folgenden Aspekte.

1. Wer keine Arbeit hat, macht sich welche. Anstatt an unbezahlten Wettbewerben zu arbeiten und auf den vermeintlich großen Realisierungswurf zu hoffen, suchen manche Berufsanfänger Anknüpfungspunkte in einer „Architektur der Straße“: Sie bestellen ihr eigenes Feld, in dem sie sich in lokalen Initiativen wie Kulturvereinen, Clubs oder eigenen Arbeitsläden engagieren und als Bastler - von außen betrachtet - zunächst einfache Dinge organisieren, die im Laufe der Zeit aber zunehmend ihre eigene Dynamik entfachen. Die Bandbreite an Aktivitäten reicht dabei vom Verlegen eines Gartenschlauches für die Toilettenanlagen einer Beachvolleyballanlage bis hin zu Vertragsverhandlungen mit dem Flächeneigentümer über die Pacht für die nächste Spielsaison.



Camp for Oppositional Architecture (Planung und Umsetzung An Architektur und Studierende der UdK Berlin), Berlin, Juni 2004, Foto: An Architektur

## 2. Diskussion entfachen

Pionierarbeit ist Öffentlichkeitsarbeit. Wer Räume besetzt, deren künftige Entwicklung ungeklärt ist, löst damit meist automatisch eine intensive öffentliche Debatte aus. Die Orientierungslosigkeit der eigentlichen Entscheidungsträger ist nicht Hemmnis, sondern oftmals Schlüssel zu einer fruchtbaren Auseinandersetzung wie Raum in der Stadt gebraucht wird und wer daran beteiligt ist. Dabei werden die Fragen der Verfügungsgewalt über Raum sowie die Orientierung nach ökonomischen, politischen und sozialen Parametern neu verhandelt.

## 3. Taktik statt Strategie

Im Gegensatz zum Strategen verfolgt der Taktiker keinen langfristigen Plan, sondern reagiert auf unmittelbare Veränderungen seiner Umgebung. Übertragen auf die Rolle von Landschaftsarchitekten zielt die Metapher auf eine multiple anstelle einer linearen Arbeitsweise. Projekte werden nicht nach Leistungsphasen sukzessive bearbeitet und sind weniger Ziel fokussiert als vielmehr Prozess orientiert ausgerichtet. Planer in offenen Arbeitsfeldern agieren im Spannungsfeld zwischen sich ändernden Akteurskonstellationen, unvorhersehbaren Ereignissen und instabilen Rahmenbedingungen. Auch wenn die Voraussetzungen zunächst konfus erscheinen, geht es darum, durch geschickte Lenkung des Prozesses „kritische Massen“ zu erzeugen. Konkret zeigen sich die Etappensiege beispielsweise in einem positiven Beschluss der Bezirksversammlung zur Freigabe von Fördermitteln oder in der gelungenen Markierung eines leergefallenen Schulgeländes, durch die neue Nutzer angeworben werden sollen.

## 4. Vorhandene Ressourcen nutzen

Projekte aus einem Guss erfordern kapitalintensive Investitionen. Fehlt das Geld, so lassen sich viele Orte mit erheblich weniger Mittel und der Nutzung existierender Ressourcen revitalisieren. Maßgeblich ist weniger das Neugebaute, sondern die Transformation von Bestehendem. Dabei gilt es nicht, Bestände wie im Denkmalschutz zu bewahren. Ziel ist vielmehr, existierende Strukturen so in den Entwicklungsprozess zu integrieren, dass die Aneignung von Räumen stimuliert wird.

## 5. Minimale Interventionen - Maximale Dynamik

Wie lassen sich bestehende Strukturen mit einem Minimum an Kapitalaufwand neuen Nutzungen zuführen? Raumpotenziale können vielfach durch wenige physische Eingriffe reaktiviert werden, wenn beispielsweise Zugänglichkeiten zu verbessert oder bestehende Infrastrukturen repariert oder ergänzt werden. Damit wird der Landschaftsarchitekt als Gestalter keineswegs überflüssig. Auch Minimalinterventionen können gut entworfen und umgesetzt werden. Sie arbeiten mit der Ästhetik des Vorhanden und entwickeln eigene Ausdrucksformen, die vielfach nicht mit der üblichen Gestaltungssprache korrespondieren.

## 6. Verknüpfen und ermöglichen

Zunehmend gefragt werden Fähigkeiten des Landschaftsarchitekten, Projekte selbst zu initiieren und den Entwicklungsprozess strategisch zu begleiten. Eine komplexe Herausforderung: die Kunst liegt darin, unterschiedliche Handlungsebenen, die teilweise bisher außerhalb des

Berufsfeldes lagen, miteinander zu verknüpfen.

Landschaftsarchitekten als Sampler. Sie initiieren lokale Beteiligungen, agieren auf politischer Ebene, verhandeln Nutzungsrechte für schwache Akteure, organisieren Ausstellungen und thematische Foren, koordinieren den Bau autonomer Freiflächen. Mutieren wir also zu Generalisten? Sicherlich geht es nicht darum, noch mehr spezifisches Fachwissen additiv zu akkumulieren. Relevant ist in Zukunft die verknüpfende Rolle: Indem Landschaftsarchitekten auf verschiedenen Ebenen agieren und diese miteinander verknüpfen, werden sie zu Ermöglicern, zu Katalysatoren für eine Stadtentwicklung von unten.

## 7. Langer Atem

Nicht zuletzt erfordert ein Engagement, bei dem der Auftraggeber nicht unbedingt von vorneherein feststeht, einen langen Atem, hohe Eigeninitiative und die Bereitschaft, sich auf einen offenen Prozess einzulassen. Vor allen Dingen gibt es bisher keine Patentrezepte, die Sicherheit und geregeltes Einkommen garantieren. Im Gegensatz zum klassischen Bürojobber sammelt der junge Bastler jedoch eine Vielfalt an Erfahrungen und entwickelt Fähigkeiten, die in der beruflichen Evolution mittlerweile stärker gefragt sind als das studierte Wissen.